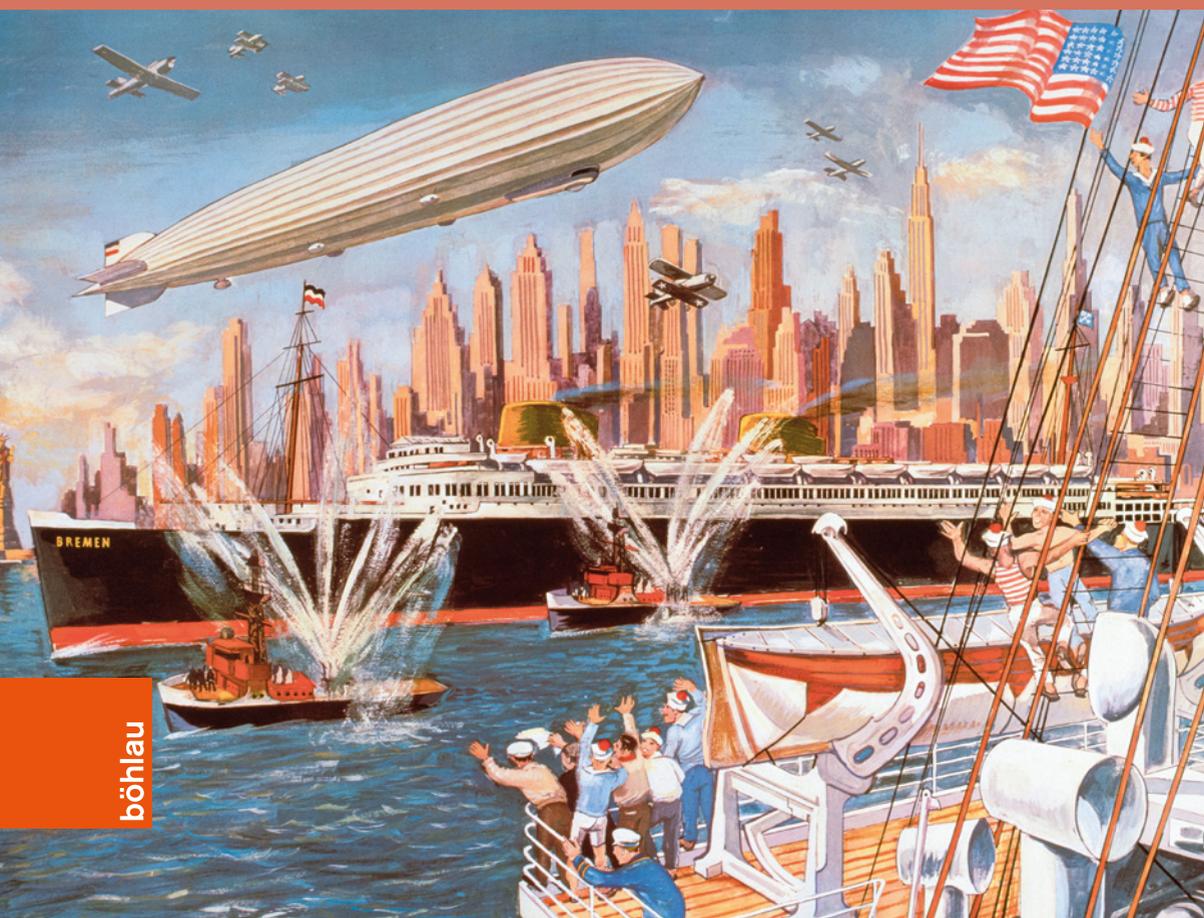


Frank Trommler

Transatlantische Rivalitäten

Deutsche und amerikanische Einstellungen zu Technik, Kultur und Moderne





Frank Trommler

Transatlantische Rivalitäten

Deutsche und amerikanische Einstellungen
zu Technik, Kultur und Moderne

BÖHLAU

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2024 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink,
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und
V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Technische Leistungen öffnen die Tore zur Welt: Luftschiff
Zeppelin und Dampfschiff Bremen in New York. Farbdruck nach unbez. Original.
Schulwandbild. Aus der Serie: Zeitgeschichte / 1918–1932; München (Lehrmittelanst.
Köster & Co.) o. J. (um 1950/60). Dortmund, Westfälisches Schulmuseum. © akg-images

Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Korrektorat: Rainer Landvogt, Hanau
Satz: le-tex publishing services, Leipzig

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-52982-6

Inhalt

1. Einleitung	7
2. Von knickrigen Bauern und romantischen Träumern zum Industriestaat Deutschland	15
3. Amerika und deutsche Wissenschaft	27
4. <i>Kultur</i> als Aufholprozess. <i>Technology</i> und <i>efficiency</i> als Garanten der Nation	37
5. Technik und Kultur. Transatlantische Distanzen und Herausforderungen	49
6. Französische Technikbegeisterung und die Erwägungen über amerikanische Kultur	63
7. Der Kaiser, Ingenieure und die Wurzeln moderner Sachlichkeit	75
8. Deutsche Gewerbekunst und amerikanische Konsumkultur	91
9. Die Technikbegegnung der Architekten. Distanzen und Befruchtungen	103
10. Von der Moderne zu <i>modernism</i> . Eine transatlantische Unternehmung	117
11. Militärs, Ingenieure und die Abgründe der Sachlichkeit im Krieg	131
12. <i>Weimar Culture</i> . Abschied von der alten Sachlichkeit	151
13. Weimar. Fünfmal Technik in verschiedenen Zusammenhängen	163
14. <i>American modernism</i> mit und ohne Europa	185
15. Auswahlbibliografie	205

16. Abbildungsnachweis 210

17. Personenregister 211

1. Einleitung

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gewann das Wort von Amerika und Deutschland als Konkurrenten breite Resonanz. Man sprach von den beiden Aufsteignationen, den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Deutschen Reich, als seien sie frisch dem Nebel der Geschichte entstiegen und wetteiferten nun miteinander. Sie wetteiferten weniger um Kolonien, wie es zwischen europäischen Mächten in den vergangenen Jahrzehnten zum politischen Alltag gehört hatte, vielmehr um etwas anderes, was sich weniger griffig auf der Weltkarte abbildete. Was es genau war, ließ sich nicht so einfach definieren. Die politischen Beobachter wiesen auf das beiderseitige Streben nach der Weltherrschaft hin, die weniger politischen darauf, dass es ein Wettlauf um die Zukunft sei, das heißt darum, wer die Moderne bestimmen und mit seinen Mitteln gestalten würde. Die Moderne war schon um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert ein Allerweltswort geworden, jedoch eines, das es in sich hatte, weil es so etwas wie einen Neubeginn versprach, sich jedoch wie ein Fisch jedem festen Zugriff entzog.

Eigentlich zielten die meisten Feststellungen über die Konkurrenzsituation, in der sich das Deutsche Reich befand, auf Großbritannien oder England, wie man damals sagte, den Schöpfer und Inbegriff der industriellen Revolution. Das hatte gute Gründe, insofern die beiden Länder wirtschaftlich und kulturell viel enger miteinander verflochten waren, sich gegenseitig viel aufmerksamer beobachteten, mit mehr Kenntnis kommentierten, aber daraus größeres Unbehagen über die Stärke des anderen entwickelten. Obwohl die Geschäfte zwischen beiden Ländern zum beiderseitigen Vorteil ausgezeichnet liefen und sie untereinander die wichtigsten europäischen Handelspartner darstellten, verstärkten sich um die Jahrhundertwende die Stimmen, die im anderen mehr Gefahren als Vorteile für die eigene Stellung in der Welt erkannten.¹ Dabei entwickelte man in Deutschland gegenüber dem Pionier der industriellen Moderne ein zunehmend aggressiv formuliertes Nachholpotenzial an industriellen und weltpolitischen Ambitionen. Im Wort vom „Handelsneid“ der Engländer suchte man gegenüber dem Beherrscher der Weltmeere und der Handelsbeziehungen ein immer noch spürbares Unterlegenheitsgefühl zu kompensieren. Hatte sich mit dem preußisch-deutschen Sieg über Frankreich

1 Hartmut Berghoff, Großbritannien und Deutschland 1880–1914. Wirtschaftliche Rivalität oder internationale Arbeitsteilung? In: Die ungleichen Partner. Deutsch-britische Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Wolfgang J. Mommsen. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1999, 82–97. Grundsätzlich zum Vergleich von Kulturen Jürgen Osterhammel, Die Vielfalt der Kulturen und die Methoden des Kulturvergleichs. In: Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2, hg. von Friedrich Jaeger und Jürgen Straub. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2004, 50–65.

1871 das Konkurrenzverhältnis mit den Franzosen stärker auf die kulturelle Ebene verlagert, ergab sich aus der weltweit wachsenden Anerkennung der industriellen Produktion Deutschlands die Ansicht, als weltpolitischer Konkurrent Englands ernst genommen zu werden, obgleich sich dafür eher in Berlin als anderswo Beweise auffinden ließen.

Wenn die Konkurrenz mit Amerika am Ende des 19. Jahrhunderts vor allem im deutschen Wirtschaftsbürgertum an Bedeutung gewann, so bezog sich das vorwiegend auf eine Leistungskraft, die sich gegenüber der ökonomischen Führungsmacht England in einem eher begrenzten Bereich profilierte, jedoch im anschwellenden Diskurs über die Moderne zunehmend Gewicht erhielt: die der Technik. In Amerikas schnellem Aufstieg zur technischen Führungsmacht mit Erfindung und Entwicklung von Telefon, Glühbirne, Flugzeug, Radio und Schallplatte, seit Längerem auch im Bereich der Werkzeugmaschinen, manifestierte sich eine neue Form internationaler Führungsqualität, für welche Diplomaten und Politiker keine Verantwortlichkeiten in Anspruch nehmen konnten und die zugleich über die eingefahrenen Hierarchien des Handelsverkehrs hinauswies.

Seit der Berliner Professor Franz Reuleaux in seinem Bericht von der Weltausstellung 1876 in Philadelphia die deutsche Industrieproduktion im Vergleich mit der amerikanischen vernichtend beurteilt hatte, war für Techniker und Produzenten der Blick auf Amerika ins Zentrum gerückt. Amerika, diese gewaltige Landmasse, die Deutschen jahrhundertlang als Einwanderungsland par excellence galt, hatte den Nimbus eines technischen Vorreiters entwickelt und gewann – am eindrucksvollsten mit der Elektrifizierung der Weltausstellung in Chicago 1893 – ein neuartiges Prestige als Land nicht nur technischer Erfindungen, sondern der Zukunft überhaupt.

Spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hat man dieser Konkurrenz eine wichtige Rolle im Selbstverständnis europäischer Nationen zugeschrieben, hat seitdem mit dem damals geprägten und immer breiter ausgemalten Begriff *Amerikanismus* eine früher eher vom Osten erwartete Bedrohung Europas in seinem Selbstverständnis als Mittelpunkt der Welt illustriert. Unter den Stimmen, die diese Konkurrenz nach einigen Jahrzehnten auf einige Kernsätze zu konzentrieren vermochten, ragt die des international bekannten niederländischen Theologen Visser 't Hooft heraus, der 1931 unter dem Titel „Europe looks at America“ den Amerikamythos untersuchte, den die Europäer kultivierten und der für diese eine viel größere psychologische Realität annehme als die Wahrheit über Amerika. Denn Europa, schrieb Visser 't Hooft, „wird von seinem eigenen Bild von Amerika viel stärker beeinflusst als von Amerika selbst“. Zwar hat sich in den seitdem vergangenen Jahrzehnten neben dieser Feststellung das Wissen darüber eingestellt, dass Amerika mit den modernen Kommunikationsmedien wie Film und Fernsehen und seiner physischen, meist militärischen Präsenz für Europäer so real und greifbar wie nie zuvor ist, doch behielt die von Visser 't Hooft getroffene Unterscheidung zwischen

der „technischen“ und der „kulturellen“ Perspektive auf Amerika ihren Aussagewert. Mit ihr lässt sich in der Tat ein Großteil der Aussagen über die Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert zusammenfassen:

Es gibt zwei verschiedene europäische Reaktionen gegenüber Amerika; sie entstammen zwei verschiedenen Einstellungen: einerseits die technische und wirtschaftliche gleichermaßen von Unternehmern und Arbeitnehmern vertretene Einstellung, mit der diese die amerikanischen Arbeitsmethoden untersuchen und Rationalisierung empfehlen; andererseits die kulturelle Einstellung, die von denen vertreten wird, die der Amerikanisierung widerstehen würden, da sie darin einen Angriff auf diejenigen Werte europäischen Lebens sehen, die sie am meisten schätzen.²

Diese Gegenüberstellung hat inzwischen einige Patina angesetzt, bleibt aber immer noch erhellend für die unzähligen, häufig akademisch unterbauten Traktate und Stellungnahmen der europäischen Beobachter. Volle Zustimmung gebührt Visser 't Hooft auf jeden Fall, wenn er erklärt: „Das tragische Paradox der europäisch-amerikanischen Beziehungen ist, dass, je näher wir in oberflächlicher Weise zusammenkommen, wir umso weiter voneinander in den tieferen Dingen des Lebens abrücken.“ In der Nähe so fern. Das ist geblieben. Daraus entspringen immer noch Funken.

So geschehen vor einigen Jahren, als ein deutsch-amerikanisches Projekt konzipiert und finanziert wurde, bei dem deutsche und amerikanische Historiker einen Schnitt durch die überquellende Amerikaliteratur machten und sich auf eine oft geforderte, jedoch wenig erprobte Herangehensweise einigten: den Vergleich in verschiedenen zentralen Gesellschaftsbereichen. Sie fanden sich in Paaren zusammen, die aus korrespondierenden Perspektiven folgende Gebiete behandelten: Imperium, Religion, Umwelt, Einwanderung, Recht, Markt, Disziplin, Geschlecht, Massen, Unterhaltung, Sozialstaat, Wissen und Medien. Eine schwer zu übertrumpfende Kollektion von Schlüsselthemen, mit denen der „Wettlauf um die Moderne“, wie der übergreifende Titel lautet, nebeneinandergestellt und ausgemessen wurde. Verantwortlich zeichneten die Historiker Christof Mauch, zunächst Direktor des German Historical Institute in Washington, D.C., seitdem Professor für Amerikanische Geschichte an der Universität München, und Kiran Klaus Patel, der als Professor für Europäische Geschichte zunächst in Florenz und Maastricht, seit 2020 als Professor für Europäische Geschichte ebenfalls an der Universität München lehrt. Zusam-

2 Zitiert in William T. Spoerri, *The Old World and the New. A Synopsis of Current European Views on American Civilization*. Zürich/Leipzig: Niehans, 1936, 232. *Die Übersetzungen stammen, wenn nicht anders angegeben, vom Autor.* – Als Überblick siehe C. Vann Woodward, *The Old World's New World*. New York: Oxford University Press, 1991.

men mit anerkannten Experten in den verschiedenen Gebieten eine eindrucksvolle Vertretung der Historikerzunft, in deren Händen die Vergleiche eine Vielzahl neuer Einsichten in Parallelitäten, Kontraste und gegenseitige Beeinflussungen eröffnet und zugleich wichtige Argumente zur Definition von Modernität geliefert haben.

Wettlauf um die Moderne, von den Herausgebern als Motto formuliert und metaphorisch gemeint, lässt tatsächlich Funken springen, insofern jeweilige Traditionen und Innovationen miteinander in Beziehung gesetzt werden, sich gegenseitig erhelten und ungewohnte Schlussfolgerungen über Entwicklungen im 20. Jahrhundert befördern – ungewohnt etwa im Vergleich von gesellschaftlicher Disziplin, Grundlegungen der Sozialpolitik, Mechanismen der Steuerung von Massen und Konsum. Mauch und Patel beanspruchten, mit diesem Projekt den Wettlauf um die Moderne historiografisch weitgehend eingefangen zu haben, und stellten fest: „Nach Jahrzehnten der Detailforschung ist es an der Zeit, sich über die großen Linien Gedanken zu machen. Diese Aufgabe hat die Geschichtswissenschaft zu lange anderen Disziplinen, vor allem der Soziologie und der Politikwissenschaft, überlassen, um sich dann über deren mangelnde empirische Sättigung zu beschweren.“³

Dafür ist der etwas früher erschienene Band *Transatlantic Divide. Comparing American and European Society* (2007), den der Politologe und Soziologe an der Universität Mailand, Alberto Martinelli, herausgegeben hat, ein treffendes Beispiel.⁴ Er stellt amerikanische und europäische Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Themenbereichen Wirtschaft, Ungleichheit, Familie, politische Institutionen, Sozialpolitik, Wertewandel, Religion und Städte nebeneinander und beschließt den Vergleich amerikanischer und europäischer Gesellschaftsmodelle mit der Feststellung, dass sie insgesamt gar nicht so verschieden seien. Ganz offensichtlich glänzen Soziologen hier mit ihrem zentralen Instrumentarium, dem Vergleich, in großen und erkenntnisfördernden Kapiteln, die sich über nationale Verengungen hinausheben. Jedoch bleiben sie für die Kritik der Historiker erreichbar, die die „empirische Sättigung“, vor allem die Analyse historischer, regionaler und intellektueller Faktoren vermissen.

Der Vergleichsmodus hat bestimmte Narrative geschaffen, die neue Einsichten eingängig gemacht haben, und das gilt für beide Bände, wenn sie auf Industrialisierung, Einwanderung und Gesellschaftspolitik früherer Jahrzehnte zurückgreifen, ihre Einsichten in der Zwischenkriegsperiode des 20. Jahrhunderts verankern und dann der gewaltig vergrößerten Präsenz der Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg Raum verschaffen.

3 Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute, hg. von Christof Mauch und Kiran Klaus Patel. München: Pantheon, 2008, 24 f.

4 *Transatlantic Divide. Comparing American and European Society*, hg. von Alberto Martinelli. Oxford: Oxford University Press, 2007.

So viel in diesen Bänden, die zu weiteren Erwägungen Anlass gaben, von den (nicht immer) verschiedenartigen Prozessen eingefangen wird, so wenig kann man allerdings die Frage umgehen, wie sich der Wettlauf um die Moderne vergleichend erschließen lässt, wenn zentrale Bereiche, in denen sich die Moderne artikulierte, nicht einbezogen werden: vor allem Technik und Kultur, jene Bereiche, die bereits Visser 't Hooft als signifikant für die Perspektiven auf Amerika genannt hat. Wie unterschiedlich war etwa den Umgang mit der Technik, für den sich die Vereinigten Staaten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ganz besonders in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Weltmacht konstituierten, obwohl das Land politisch und kulturell hinter den europäischen Nationen platziert wurde? Was machte den Umgang der Deutschen mit der Technik so anders, bei dem sich das Deutsche Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts beachtliches Renommee verschaffte, das, von viel Kritik durchzogen, nicht nur von der Weltstellung der chemischen Industrie, sondern auch von einer die Alltagswelt verändernden Reformkultur herrührte? Was unterschied die amerikanischen und die europäischen Einstellungen zu Kultur und Fortschritt, wenn man in Europa, angeführt von Frankreich, die Gestaltung der Zukunft auf jenes Konzept, genannt *modernité*, *Moderne*, *modernity*, *modernism* projizierte, das ästhetische Komponenten einschloss, welche den Amerikanern in ihrem Verständnis von Fortschritt, das sich vornehmlich auf die Identifikation mit *technology* stützte, fremd vorkamen?

Besonders befremdend war, wenn europäische Eliten, die aus der Veranstaltung von Kultur mit Schlössern, Opernhäusern, Museen, Maler-, Musiker- und Dichterverehrung eine höhere Form von Identitätsstiftung gewonnen hatten, in den Reformen und Revolten der Jahrhundertwende etwas als Moderne fabrizierten, das für Amerikaner eher wie eine Kulturverunstaltung aussah, nachdem sie sich mühsam mit der Kanonisierung dieser Kultur eingerichtet hatten. Das geschah in der Periode zwischen den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts und dem Einbruch der Weltwirtschaftskrise um 1930 und prägte die amerikanischen Debatten darüber, inwiefern Europa neben der Technik für die Entwicklung einer genuin amerikanischen Kultur unabdingbar sei.

Dies ist die Periode, der sich vorliegende Studie widmet. Sie erfährt besondere Antriebe aus der Tatsache, dass die seit den 1940er Jahren entstandene Bezugnahme auf die Machtstellung der Vereinigten Staaten in Politik, Wirtschaft und zunehmend auch Kultur die Entwicklungen in der vorangehenden Periode stark überschattet. Damit werden jene Rivalitäten verdrängt, die für das Verständnis der transatlantischen Moderne zumeist viel aufschlussreicher sind als die spätestens im Kalten Krieg festgefahrenen und von den USA privilegierten Sichtweisen.

Vor allem ist damit die Eigendynamik der kulturellen und technischen Entwicklungen, die sich in Europa und Amerika eine Zeit lang stark unterschieden und gerade damit herausforderten und befruchteten, unterbelichtet geblieben. Auf diese Dynamik, die eben auch in den genannten Vergleichswerken ausgespart wird, ist die vorliegende Studie gerichtet. Auch sie ist vergleichend angelegt, holt damit andere, bisher vernachlässigte Narrative der verschiedenen, jedoch ständig miteinander kommunizierenden Modernisierungsprozesse ans Licht. In ihrem Vergleichsmodus weicht sie Generalisierungen nicht aus, hofft aber, einleuchtende Argumente dafür zu aktivieren, wie sich in diesem Zeitraum der Umgang der Amerikaner mit Technik und Kultur von dem der Deutschen unterschied, und darüber hinaus, wie diese Unterschiede in der zunehmenden kulturellen Verflechtung wahrgenommen, kreativ genutzt und von beiden Seiten in der Formung der Moderne fruchtbar gemacht worden sind. Anlass gibt dafür nicht zuletzt der Umstand, dass in dieser Periode die Rivalitäten auf beiden Seiten ständig thematisiert worden sind – viel mehr als nach dem Zweiten Weltkrieg, als die USA zur westlichen Vormacht wurden und ihre Rivalität mit der Sowjetunion im Vordergrund stand.

Diese Studie über transatlantische Rivalitäten ist von den Funken der genannten Fragen inspiriert. Sie widmet sich den deutschen und amerikanischen Denkweisen über Kultur, Technik und Wissenschaft in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, als Transfer und Wechselwirkung zwischen beiden Ländern von vergleichenden, oft auch konkurrierenden Motivationen geprägt wurden. Dabei bestimmte in Amerika vor allem das Konzept *technology* den Modernitätsdiskurs, während im deutschen Modernitätsdiskurs *Technik* neben – und oftmals mit – kulturellen und ästhetischen Faktoren reflektiert wurde.

Vorausgeschickt sei, dass bei der überquellenden Fülle der Erfindungen, Entdeckungen, Prognosen, Realitätsentwürfe und Nachahmungen, mit denen sich beide Länder in dieser Phase internationales Interesse erwarben, kaum ausführliche und abschließende Einsichten präsentiert werden können. In den folgenden Kapiteln geht es vor allem darum, die Bedeutung von Technik, Wissenschaft, Kunst und Kultur für die Entwicklung sowohl des Modernitäts- wie des Identitätsbewusstseins von Amerikanern und Deutschen vergleichend herauszustellen und am Verhalten und seinen Veränderungen festzumachen. Mit dieser Methodologie kommen Aspekte zum Vorschein, die von Historikern, vornehmlich an Politik-, Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte orientiert, zumeist unbeachtet gelassen werden. Prägend sind hier Forschungen zu Technik, Kultur und Habitus, die seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine neue kritische Qualität erlangt haben, als nicht nur die Modernismus-Postmodernismus-Debatte neues Interesse weckte, sondern Technikgeschichte als intellektuelle Herausforderung insbesondere der Geschichtswissenschaft neu entworfen wurde. Die meisten Anregungen gingen von amerikanischen Forschern aus, unter denen der Technikhistoriker Thomas

Hughes mit dem Konzept *social construction of technology* den zentralen Diskurs bestimmt hat – mit bedeutsamen Nachwirkungen auch in Deutschland.⁵

Dass der Autor der vorliegenden Studie als Kulturhistoriker an diesem interdisziplinären Aufkommen der Technikgeschichte in jenen Jahren teilnahm, gab den ersten Anstoß, diese Thematik im Blick auf die transatlantischen Rivalitäten aufzuarbeiten.⁶ Die neue Beschäftigung mit der Technikgeschichte weckte die Faszination für die verdrängten Ambitionen in Kultur und Technik, lenkte den Blick auf die verschiedenen Verhaltensformen im Umgang mit der Moderne. Dass die Auseinandersetzungen in den achtziger und neunziger Jahren inzwischen selbst in die Historie gerückt sind, verändert keineswegs den kritischen Blick auf das Untersuchungsfeld zu Beginn des 20. Jahrhunderts, verstärkt vielmehr das Bemühen, mit den Funken aus dem einstigen Wettlauf um die Moderne auch die Funken der historischen Neubewertung am Ende des vorigen Jahrhunderts einzufangen.

5 Thomas P. Hughes, *Networks of Power. Electrification in Western Society, 1880–1930*. Baltimore/London: Johns Hopkins University Press, 1983, 461–465; *The Social Construction of Technological Systems. New Directions in the Sociology and History of Technology*, hg. von Wiebe E. Bijker, Thomas P. Hughes und Trevor Pinch. Cambridge, MA/London: Cambridge University Press, 1987; Hughes, *American Genesis. A Century of Invention and Technological Enthusiasm, 1870–1970*. New York: Viking Penguin, 1989. Über Hughes siehe *Technologies of Power. Essays in Honor of Thomas Parke Hughes and Agatha Hughes*, hg. von Michael Thad Allen und Gabrielle Hecht. Cambridge, MA: MIT Press, 2001.

6 Einige der Ergebnisse und neuen Fragestellungen jener Jahre bei Frank Trommler, *Technik, Avantgarde, Sachlichkeit. Versuch einer historischen Zuordnung*. In: *Literatur in einer industriellen Kultur*, hg. von Götz Großklaus und Eberhard Lämmert. Stuttgart: Cotta, 1989, 46–71; ders., *Vom Bauhausstuhl zur Kulturpolitik. Die Auseinandersetzungen um die moderne Produktkultur*. In: *Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert*, hg. von Helmut Brackert und Fritz Wefelmeyer. Frankfurt: Suhrkamp, 1990, 86–110; ders., *The Avant-Garde and Technology. Toward Technological Fundamentalism in Turn-of-the-Century Europe*, In: *Science in Context* 8 (1995), 397–416; ders., *The Creation of a Culture of Sachlichkeit*. In: *Society, Culture, and the State in Germany, 1870–1930*, hg. von Geoff Eley. Ann Arbor: University of Michigan Press, 1996, 465–485.

2. Von knickrigen Bauern und romantischen Träumern zum Industriestaat Deutschland

Technik und Industrie international zu vergleichen, stand für die deutsche Öffentlichkeit bis zur Vereinigung der deutschen Regionen in der Reichsgründung kaum zur Debatte, es sei denn, es handelte sich um England, das führende Land der Industrialisierung, von dem man eine Vielzahl moderner technischer Produkte importierte. Ohnehin hatte die dezentralisierte Entwicklung der deutschen Industrialisierung zur Folge, dass man übersah, wie weit sie sich bereits entwickelt hatte, als die Regionen in eine nationale Struktur eingebunden wurden. Umso mehr wurde die Öffentlichkeit aufgewühlt, als sie durch die Berichte eines Berliner Technikprofessors von der Weltausstellung in Philadelphia 1876 erfuhr, dass die Produkte der deutschen Technik und Industrie im internationalen Maßstab mit „billig und schlecht“ bewertet wurden. Hatte diese Abwertung zunächst ein amerikanischer Besucher der deutschen Ausstellung mit den Worten „*cheap and nasty*“ geäußert, war man doch besonders empört, dass dieser Berliner Professor voll zustimmte und darüber zehn Berichte in der angesehenen Zeitung *Die Nation* veröffentlichte. Die Weltausstellung in Amerika wurde für viele Deutsche zum Markstein der nationalen Beurteilung der Technik und zum Weckruf an die Industriellen, es schleunigst besser zu machen.

Die Industriellen, die nach der Wirtschaftskrise von 1873 mit schnell entwickelten oder erborgten Konzepten den Markt zurückerobern wollten, empfanden es als Ohrfeige, wenn sie hörten, dass Deutschland auf der Ausstellung „eine schwere Niederlage erlitten“ habe.¹ Nicht weniger entrüsteten sich die politischen Gruppierungen, die in Bismarcks militärischer Reichsgründung und dem Boom der darauffolgenden Gründerzeit den Vorschuss auf eine glorreiche nationale Zukunft sahen. Für diejenigen Schichten der Bevölkerung, die die Reichsgründung eher als Störung ihrer seit Generationen eingefahrenen Lebensformen empfanden, bestätigte eine solche Attacke auf dem zunehmend relevanten Gebiet der Technik die Gefahren der modernen Zeit. Reuleaux' Berichte hatten Anteil daran, dass es sich Presse und Öffentlichkeit auf dem hohen Ross des Einigungsstolzes nicht allzu bequem machten. Sie lenkten den Blick nach draußen, vor allem aber darauf, dass es bei dem immer wichtigeren Umgang mit Technik nicht mit bloßer Massenproduktion getan sei.

1 F. Reuleaux, Briefe aus Philadelphia. Braunschweig: Vieweg, 1877, 3. Ausführlich über die Reaktionen Wolfgang König, Der Gelehrte und der Manager. Franz Reuleaux (1829–1905) und Alois Riedler (1850–1936) in Technik, Wissenschaft und Gesellschaft. Stuttgart: Steiner, 2014, 248–251.

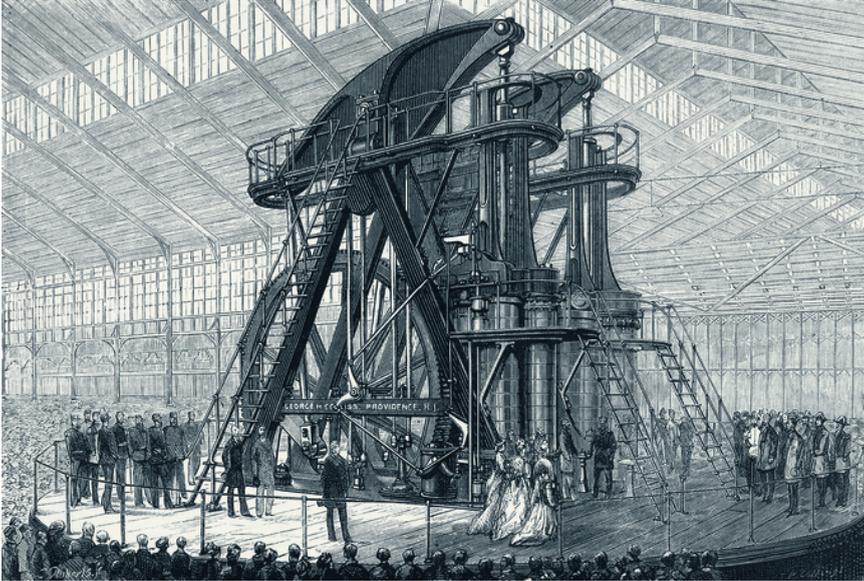


Abb. 1 Besuch des Präsidenten Ulysses Grant an der Carlliss Maschine auf der Weltausstellung Philadelphia 1876

Einen Teil des großen Presseechos, das die Weltausstellung 1876 hervorbrachte, bildete die Überraschung über das phänomenal gute Abschneiden der amerikanischen Industrie. Hier ging die Rechnung auf, die die Veranstalter der Ausstellung, an erster Stelle Präsident Ulysses Grant, für die Selbstdarstellung der aus Nord und Süd neu geeinten Nation aufgemacht hatten: das Land als Vorreiter der modernen Technik so eindrucksvoll zu vertreten, dass Europa aufhorchte und ihm, was sich bereits anlässlich seiner Präsentation auf den Pariser und Wiener Weltausstellungen 1866 und 1873 abgezeichnet hatte, im Reigen der Nationen zumindest in der Technik einen prominenten Platz zuwies. Auf diesem Terrain ließ sich die gewandelte Rolle von Amerika nicht übersehen, dem Land, das den Europäern jahrhundertlang als Inbegriff der unberührten Natur und ungetrübten Menschheitshoffnungen gegolten hatte. Als Träger moderner Industrie wurden die Vereinigten Staaten mit erstaunlicher Vehemenz, wenngleich nicht ohne harte und andauernde Kritik, akzeptiert. Es ist nicht ohne Ironie, dass einer der klarsichtigsten Beobachter dieser Entwicklung ein deutscher Wissenschaftler war, der über die Ausstellung in Philadelphia eine höchst lebendige Reportage schrieb und Reuleaux' Vorstoß in seinem kurz darauf erschienenen Buch über Amerikas Industrie voll unterstützte.

Der Titel des 1877 erschienenen Buches von Hermann Grothe, der ersten derart umfassend recherchierten Industriegeschichte der USA, fasst in seiner Ausführlich-

keit bereits den Inhalt zusammen: *Die Industrie Amerika's (Vereinigte Staaten von Nordamerika), ihre Geschichte, Entwicklung und Lage unter besonderer Berücksichtigung der Volkswirtschaft und Handelspolitik, der Erfindungen und Fortschritte des Maschinenwesens etc. und der Weltausstellung zu Philadelphia*. Mit der Ausstellung in Philadelphia zum hundertsten Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung habe Amerika, so Grothe, sein Ziel erreicht, sich als technische Vormacht zu etablieren und zu beweisen, dass seine protektionistische – in Europa scharf kritisierte – Handelspolitik der Entwicklung der einheimischen Technik helfe, wozu die Einrichtung einer weitreichenden Patentpolitik beitrage. Man könne von Amerika im Hinblick auch auf Letzteres, ein effektives Patentwesen, lernen.² Reuleaux' Weckruf sei ein Teil von dieser Lehre.

Reuleaux' Provokation wirkte, besaß allerdings mit den Ausstellungsobjekten eine relativ begrenzte Basis, da einige der bekannten Maschinenbauunternehmen nicht nach Philadelphia gingen.³ Das erklärt die von anderen Fachleuten vertretene Ansicht, dass deutsche Maschinenbauer in verschiedenen Bereichen hinter den Amerikanern zurückstanden, jedoch in derselben technologischen Liga spielten. In seinen Briefen und Stellungnahmen differenzierte Reuleaux selbst seine Kritik und konstatierte, dass die deutschen und amerikanischen Technologien auf Transfer in beiden Richtungen angewiesen seien. Er selbst wurde zu einem der großen Vermittler dieses Transfers, der am Jahrhundertende ziemlich ausgeglichen war.⁴ Der wohl folgenreichste Transfer fand im Elektrosektor statt, wo Emil Rathenau in seine Gründung der Allgemeinen Electricitäts-Gesellschaft (AEG, vor 1883 Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität, DEG) die Erfahrungen einbrachte, welche er als Mitarbeiter von Thomas Alva Edison in Amerika erworben hatte, wozu auch wichtige Patente gehörten.⁵

Nicht abzuleugnen war Reuleaux' deftige Kritik an der ästhetischen Ausgestaltung der deutschen Produkte. Er machte sich lustig über die „geradezu bataillionsweise aufmarschierenden Germanien, Borussen, Kaiser, Kronprinzen, ‚red princes‘, Bismarcke, Moltken, Roone, [...] die in Porzellan, in Biscuit, in Bronze, in Zink,

2 Gregory Zieren, Engineer Hermann Grothe (1839–1885). American Technology and the German Patent Law of 1877. In: *Technologie und Kultur. Europas Blick auf Amerika vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, hg. von Michael Wala und Ursula Lehmkuhl. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2000, 55–75.

3 Hans-Joachim Braun, Franz Reuleaux und der Technologietransfer zwischen Deutschland und Nordamerika am Ausgang des 19. Jahrhunderts, in: *Technikgeschichte* 48:2 (1981), 112–130.

4 Hans-Joachim Braun, Technologietransfer im Maschinenbau von Deutschland in die USA 1870–1939, in: *Technikgeschichte* 50:3 (1983), 238–252; Werner Abelshausen, Umbruch und Persistenz. Das deutsche Produktionsregime in historischer Perspektive, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27:4 (2001), 503–523.

5 Henning Rogge, Die Fabrik wird zur Maschine. Amerikanische Produktionsmethoden in der Berliner Elektroindustrie. In: *Exerzierfeld der Moderne. Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert*, Bd. 1, hg. von Jochen Böberg u. a. München: Beck, 1984, 170–179.

in Eisen, in Thon, die gemalt, gestickt, gewirkt, gedruckt, lithographiert, gewebt an allen Ecken und Enden uns entgegenkommen“. Derartig geschmacklos nationaler Provinzialismus könne auf dem Weltmarkt nicht konkurrieren. Der „Mangel an Geschmack im Kunstgewerblichen“ sei augenscheinlich. Reuleaux zitierte Besucher, die feststellten, sie hätten bei allen Nationen „etwas zu lernen gefunden, in Deutschland nichts!“⁶

So sehr 1876 die öffentliche Polemik gegen Reuleaux' Nestbeschmutzung im Vordergrund stand, so unbestritten hat man seiner Negativbeurteilung der deutschen Industrieproduktion eine positive Langzeitwirkung zugeschrieben. Zumeist hat man auf die britische Kritik an der Qualität deutscher Billigprodukte hingewiesen, mit der 1887 der Merchandise Marks Act bestimmte, ausländische Waren mit Herkunftsbezeichnungen wie „Made in Germany“ zu versehen, was sich dann in den folgenden Jahrzehnten entgegen der ursprünglichen Intention zu einem Qualitätssiegel entwickelte. Reuleaux erlebte diese Wandlung in den neunziger Jahren mit großer Genugtuung mit, eine Strukturwandlung, die die deutsche Industrie tatsächlich für das 20. Jahrhundert ertüchtigt hat. Der Technikhistoriker Wolfgang König nennt die Gründe:

Unter anderem aufgrund steigender Lohnkosten verlor die deutsche Wirtschaft auf den internationalen Märkten die Konkurrenzfähigkeit über den Preis und etablierte sich stattdessen in vielfältigen Qualitätsnischen. Der Erfolg dieser Strategie beruhte auf mehreren Faktoren, wie der Flexibilität zahlreicher mittelständischer Unternehmen und dem hohen Qualifikationsniveau der technischen Kräfte, vom Ingenieur bis zum Facharbeiter. „Qualität“ wurde zum Schlagwort, welches den Beifall ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen fand.⁷

Es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass der erfolgreiche Lernprozess industrieller Unternehmer in Deutschland in Richtung auf Flexibilität und Qualität der Produkte bereits zu Jahrhundertbeginn in den Vergleichen mit der amerikanischen Industrie eine wichtige Rolle spielte. In seinem technisch und wirtschaftlich wohl-informierten Bericht *Eine Reise nach dem Lande wo die Arbeit adelt* (1905) widmete der deutsche Fabrikant Philipp Harjes ein Kapitel der Spezialisierungstendenz der amerikanischen Maschinenindustrie, die oft nur bestimmte Sondergebiete bediene. Harjes resümierte: „Eine Gefährdung für unsere deutsche Industrie durch die ame-

6 Reuleaux, Briefe, 5 f.

7 Wolfgang König, *Der Gelehrte und der Manager*, 250.

rikanische ist, solange wir uns selbst treu bleiben und die Augen offenhalten, nicht zu fürchten, weil eben unsere Stärke auf ganz anderen Gebieten liegt.“⁸

Mit seiner vernichtenden Schilderung der ästhetischen Ausstattung der deutschen Produkte, gleichgültig ob sie Maschinen oder kunstgewerbliche Dinge betraf, trug Reuleaux dazu bei, dass Industrieunternehmen die Leistungen der englischen Arts-and-Crafts-Bewegung als vorbildlich erkannten und für ihr eigenes Produktdesign nutzten. Mit der tendenziellen Offenheit, vor allem der Konsumgüterindustrie, für ästhetische Faktoren, die die Gründung des Deutschen Werkbundes begünstigte, trennten sich deutsche und amerikanische Einstellungen zu Technik, Markt und Konsum, Einstellungen, deren kultureller Kontext im Folgenden in seiner Unterschiedlichkeit anschaulich werden wird.

Reuleaux' Provokation und ihrer Resonanz ist noch eine weitere Wirkung zuzuschreiben, insofern sie mit ihrem Scheltwort „billig und schlecht“ zu der Auffassung beitrug, dass die deutsche Industrie erst in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgeweckt worden sei, um dann das neue Jahrhundert ziemlich überraschend als Konkurrent Englands und der Vereinigten Staaten zu betreten. Der Überraschungseffekt hielt sich für ausländische Beobachter besonders lange. Er äußerte sich in der vielfach variierten Feststellung, dass dieses Land, einst der Hort schläfrig-kleinstädtischer Romantik, idealistischer Philosophie und weltweit geschätzter Musik in der Mitte Europas, kaum wiederzuerkennen sei.

In seiner einflussreich gewordenen Analyse dieses Aufstiegs zwischen den überbordenden preußischen Autoritätsriten und den modernen Industriepraktiken, *Imperial Germany and the Industrial Revolution*, hat der amerikanische Soziologe und Wirtschaftstheoretiker Thorstein Veblen den Erfolg der Deutschen auf ihre Fähigkeit zurückgeführt, von den Leistungen anderer Völker zu borgen. Keine neue These, von einem Amerikaner schroff und unverhüllt formuliert, jedoch deshalb nicht falsch. Diese These beinhaltet, dass das Zurückbleiben die nachholende Industrie begünstigt, da sie fertige Konzepte übernehmen kann und weniger Hindernisse bei ihrer Umsetzung überwinden muss als das Ursprungsland – in diesem Falle England. Neuere Historiker haben in genauerer Kenntnis der Entwicklung der deutschen Industrialisierung und Technisierung vor 1870 dargelegt, dass deren machtvolle Entfaltung, ohne den englischen Einfluss zu vermindern, nur auf der Basis einer längeren und langsameren Entwicklung möglich war, die von Bismarcks Schaffung eines einheitlichen Zollgebietes begünstigt wurde. Im Übrigen gebe die Nachahmung, wenn sie als Lernphase verstanden werde, die Gelegenheit zum Aufholen und Schaffen eigener Innovationen.⁹

8 Philipp Harjes, *Eine Reise nach dem Lande wo die Arbeit adelt. Objektive Erinnerungen aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas*. Gotha: Engelhard-Reyhersche Hofdruckerei, 1905, 239.

9 Karsten Uhl, *Technology in Modern German History. 1800 to the Present*. London: Bloomsbury, 2022, 27. Eine Übersicht über die Beziehungen der deutschen Technikentwicklung im 19. Jahrhundert

Galt die Lernphase – jenes Borgen, Auf- und Überholen ausländischer Innovationen – aufseiten der Deutschen vornehmlich für den Bereich der Technik und der industriellen Organisation, nahm das Land im Bereich der Erziehung, der technischen und wissenschaftlichen Ausbildung in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts eher die Stellung eines Lehrmeisters ein. Noch deutlicher als der Industrie kam in dieser Wachstumsphase dem Aufstieg der Wissenschaften und der Ausweitung der technisch-praktischen Schulung die lange Anlaufzeit zugute, die in der im späten 18. Jahrhundert einsetzenden Aufwärtsentwicklung akademischer und professioneller Institutionen bestand, welche im 19. Jahrhundert von den verschiedenen staatlichen Regierungen unterstützt worden war. Mit gewisser Bestätigung wies der britische Historiker Harold James als Begründung für Englands Zurückbleiben in der Modernisierung das „ziemlich nebulöse Konzept ‚kultureller‘ Verschiedenheiten“ zurück und zitierte die Feststellung des Naturwissenschaftlers Thomas Henry Huxley, dass die Deutschen gewonnen hätten, weil sie ihre Stärke in die Wissenschaft investiert hätten.¹⁰ Diesem Schluss habe Ernest Edwin Williams in seiner Vergleichsstudie *„Made in Germany“* (1896) zugestimmt und hinzugefügt: „Die in Deutschland erhältliche technische Erziehung ist gründlich und durchgehend wissenschaftlich; und sie ist für die Anwendung bestimmt.“¹¹ Williams hielt mit seiner Kritik nicht zurück. In den Überschriften der letzten beiden Kapitel seines Buches lässt sich der mahnende Ton in Bezug auf den internationalen Wettbewerb wiederfinden, den Reuleaux 30 Jahre zuvor gegenüber der deutschen Industrie angeschlagen hatte: *„Why Germany Beat Us“* (Warum Deutschland uns geschlagen hat) und *„What We Must Do to be Saved“* (Was wir zu unserer Rettung tun müssen).

Im Ausland verbreitete sich zu dieser Zeit die Hochachtung für die anwendungsorientierte technische Ausbildung sowie die Spitzenstellung der innovativsten Industrien Chemie, Optik und Elektrotechnik, die ohne die enge Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Instituten nicht zu denken war. Auch hier zahlte sich das kontinuierliche Engagement im 19. Jahrhundert aus, für das die jeweilige staatliche Förderung den Schlüssel darstellte. Während Preußen mit Berlin und seiner Universität, Baden mit Heidelberg, Hannover mit Göttingen und Sachsen mit Leipzig

zur amerikanischen Technik bei Joachim Radkau, *Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, 1989, 34–40; 176–186 und passim. Über die langsame Technikentwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert siehe Gary Herrigel, *Industrial Constructions. The Sources of German Industrial Power*. Cambridge: Cambridge University Press, 1996.

10 Harold James, *The German Experience and the Myth of British Cultural Exceptionalism*. In: *British Culture and Economic Decline*, hg. von Bruce Collins und Keith Robbins. New York: St. Martin's Press, 1990, 107.

11 Ernest Edwin Williams, *„Made in Germany“*, 4th ed. London: Heinemann, 1896, 151 f.

vorangingen, entwickelte sich die Stärke der deutschen Wissenschaft in der Konkurrenz der verschiedenen Landesuniversitäten sowohl im Ausbildungs- wie im Forschungssektor. In dieser Konkurrenz machten sich die Vorteile des föderalen Aufbaus des neuen Reiches bemerkbar, der politisch eher als nachteilig gewertet wurde.

Die genauesten Beobachter dieser Führungsstellung kamen aus Frankreich, das nach seiner überraschenden und demütigenden Niederlage gegen die vereinten deutschen Truppen 1871 mit der Gründung der Dritten Republik das bis dahin vernachlässigte Studium des Nachbarlandes auf verschiedenen Gebieten beförderte. Aus Frankreich stammten die meisten Bekundungen der Überraschung über dieses Gebilde jenseits des Rheins, das man lange als Heimat romantischer Dichtung und Musik geschätzt hatte und das sich nun als Vorreiter einer beunruhigenden Modernisierung entpuppte, in der sich die Industrie mit Wissenschaft und Technik verbündete. Es entstand eine Flut von Reiseberichten und Studien, denen sich auf deutscher Seite nur wenige wissenschaftliche Werke über die französischen Entwicklungen nach 1871 zur Seite stellen ließen.¹² Im Zentrum der meisten französischen Berichte stand das ausgedehnte, Technik und Wissenschaft einbegreifende Ausbildungssystem. Begleitet von abwertenden Äußerungen über die preußische Disziplinierung der Gesellschaft erkannte man die kreative Freiheit des Lernens und Forschens an, die sich von der bürokratisch kanalisiertem Wissensvermittlung in Frankreich positiv abhob. Manche Autoren ermahnten ihre französischen Leser, sie müssten die Klischees vom preußischen Schulmeister, der bei Sedan gesiegt habe, ablegen, um die neuen Verfahren und den gewandelten Habitus der Deutschen verstehen und auf französische Verhältnisse übertragen zu können.¹³

Die beste und bis heute aufschlussreichste, auf Hunderten von Interviews und Lokalbesichtigungen beruhende Erkundung der Wandlungen der deutschen Gesellschaft um die Jahrhundertwende erschien in Fortsetzungen in der führenden Zeitung *Le Figaro*. Sie stammte von dem Journalisten Jules Huret, berühmt und berüchtigt geworden aufgrund seiner Interviews mit der literarischen Prominenz, ein-

12 Ausführlicher darüber Trommler, Kulturmacht ohne Kompass. Deutsche auswärtige Kulturbeziehungen im 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2014, 55–60. Allerdings sollte die Flut der Presseberichterstattung über französische Innenpolitik und kulturelle Ereignisse nicht übersehen werden. Sie bildete einen gewichtigen Teil der Unterhaltung des Bürgertums in Deutschland und anderen europäischen Ländern. Siehe Wilhelm Treue, Zum Dritten Januar 1913, in: *Revue d'Allemagne* 14 (1982), 313–320.

13 Alexander Schmidt, Deutschland als Modell? Bürgerlichkeit und gesellschaftliche Modernisierung im deutschen Kaiserreich (1871–1914) aus der Sicht der französischen Zeitgenossen, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1992, Nr. 1, 221–242; Robert Fox, The View over the Rhine. Perceptions of German Science and Technology in France, 1860–1914. In: *Frankreich und Deutschland. Forschung, Technologie und industrielle Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Yves Cohen und Klaus Manfrass. München: Beck, 1990, 14–24.

schließlich Émile Zolas. Huret veröffentlichte erschöpfende Reiseberichte über die USA (*En Amérique. De New-York à la Nouvelle-Orléans*, 1906) und über Deutschland (*En Allemagne*, 1907–1910). Die unter dem Titel *In Deutschland* ins Deutsche übersetzten vier Bände lieferten im dritten Band über Berlin und im vierten über Bayern und Sachsen wohl die wichtigsten Einsichten über den moderner gewordenen Habitus der Deutschen, flankiert von den Bänden über Rheinland und Ruhrgebiet, über Hamburg und den Besuch der „polnischen Ostmarken“, mit denen ein umfassender Einblick in die Bedeutung und Unterschiedlichkeit der Provinzen zustande kam.

Es lohnt sich, die mentalen und habitusmäßigen wie auch die gesellschaftlichen und politischen Wandlungen der Deutschen in den Berichten eines Zeitgenossen mitzuvollziehen, der als Ausländer das immer wieder ventilierte Erstaunen über dieses Land in dem Satz zusammenfasste:

Wie hat dieses arme Volk, das noch vor fünfzig Jahren aus kleinen Ladenbesitzern, Beamten, knickrigen Bauern und elenden Krautjunkern bestand, es vermocht, sich in so kurzer Zeit dazu aufzuschwingen, Frankreich auf wirtschaftlichem Gebiet und in absehbarer Zeit auch die hochmütigen Engländer in ihren bisher unbestrittenen Monopolen zu besiegen?

Auf der Suche nach Antworten lernte Huret bei seiner Erkundung der Deutschen in ihrem Alltag den Blick über die staatlichen Maßnahmen, die Parteiprogramme und Manöver der politischen Machträger hinauszulenken. Ihm entging nicht die wachsende Ausrichtung der verschiedenen Regionen, selbst in Süddeutschland, auf die durch Bismarck von Österreich geschiedene Nation, doch fand er nicht weniger wichtige Argumente in einer neuen, zu Nüchternheit und Sachlichkeit tendierenden Handhabung der modernen Herausforderungen.

Jener „große Wandel vom deutschen Biedermeier zur deutschen Industrie“¹⁴, wie ihn Ernst Bloch nannte, fand seine Erklärungen. Eine davon zeichnete Huret in Hamburg auf, wo es bezeichnenderweise um Deutschlands Vernetzung mit dem Welthandel ging. Ein Hamburger Kaufmann machte ihn darauf aufmerksam, dass 1870 keinen Epochenbruch bedeutete: „Die Deutschen waren schon lange vor 1870 nach England, Frankreich, Amerika und Indien gegangen, um Firmen zu gründen, – unglücklicherweise fehlte es immer an Geld. Deshalb haben wir soviel Zeit gebraucht, bis wir zu wirklichen Konkurrenten wurden.“ Eine Erweiterung

14 Ernst Bloch, *Technik und Geistererscheinungen*. In: ders., *Literarische Aufsätze*. Frankfurt: Suhrkamp, 1984, 363. Eine wirtschaftshistorisch besonders aufschlussreiche Darstellung des deutschen industriellen Aufstiegs im 19. Jahrhundert liefert Sigrid Quack, *Die transnationalen Ursprünge des „deutschen Kapitalismus“*. In: *Gibt es einen deutschen Kapitalismus? Tradition und globale Perspektiven der sozialen Marktwirtschaft*, hg. von Volker R. Berghahn und Sigurt Vitols. Frankfurt/New York: Campus, 2006, 53–85.

dieses Arguments wurde durch Hurets Frage herausgefordert, wieso dieses Volk der „Träumer und Idealisten mit einem Mal derartig realistisch gesinnt“ wurde, „um die Reichtümer, die nur Industrie und Handel schaffen können, auszunutzen?“ Worauf der Hamburger Gesprächspartner entgegnete: „Weil wir im vergangenen Jahrhundert einige große Denker und berühmte Dichter gehabt haben, und weil unsere Armut uns bescheiden macht, nennt man uns Träumer?“ Er hatte eine wohlerprobte Erwiderung parat: „Sehen Sie doch, was wir in Preußen in der Zeit von 1806–1813 fertig gebracht haben! Und gerade zu Goethes Zeiten haben wir unsere Armee in kaum sieben Jahren neugeschaffen. Man hat uns ganz einfach verkannt!“¹⁵

Diese Einschätzung ließ vieles offen. Sie entsprach dem Argument von der ausgedehnten Anlaufzeit von Technik und Industrie in Deutschland, das von der lautstarken Gründerzeiteuphorie lange Zeit in den Schatten gestellt worden ist. Vor allem aber erklärte sie dem Besucher, dass sich die Deutschen in ihren Eigenschaften und Wandlungen den gewohnten Einordnungen entzogen. Huret zeigte sich beeindruckt. Er konzentrierte sich, worauf noch zurückzukommen sein wird, auf den Wandel im Habitus des Nachbarvolkes am Ende des Jahrhunderts, hob den nüchternen und flexiblen Geschäftssinn, dem er überall begegnete, vom traditionsbestimmten Verhalten der Franzosen ab. Was die technische Entwicklung anbetraf, die ihn im Kohle und Stahl erzeugenden Ruhrgebiet faszinierte, ging er allerdings kaum über die Eindrücke der Landsleute hinaus.

Die Fortschritte der Technik ließen sich in diesen Jahrzehnten großer Erfindungen überall in Europa wahrnehmen. Den weithin bekannten amerikanischen Technikeroen, allen voran Thomas Alva Edison und dem Deutschamerikaner John Augustus Roebling, stellte man eigene Heroen zur Seite und fügte technische Leistungen ins nationale Selbstbild ein. Erfinder und Ingenieure wie Gottlieb Daimler und Carl Benz personifizierten das Fortschrittsdenken, das sich zu dieser Zeit in Deutschland und Österreich von den liberalen Idealen zunehmend auf die Technik verlagerte und selbst von Kaiser Wilhelm II. gern rhetorisch eingesetzt wurde. Befeuert von den jedes Mal größer und imposanter inszenierten Weltausstellungen gewann die Ineinsetzung von Fortschritt mit technischen Neuerungen, die bis in den privaten Alltag hineinwirkten, in allen Ländern gleichermaßen an Bedeutung, forderte jedoch ebenso regelmäßig die Gegenstimmen von Kulturkritikern heraus, die das Festhalten an den bestehenden Kultur- und Lebensformen zur ideellen Mission hochstufen. Angesichts der tief verwurzelten Identitätsfindung durch zunehmend national orientierte Kulturschöpfungen ergab sich in den neunziger

15 Jules Huret, In Deutschland. II. Teil: Von Hamburg bis zu den polnischen Ostmarken. Übers. von E. v. Kraatz. Leipzig: Grethlein, 1908, 247.

Jahren ein die Öffentlichkeit bewegender Streit über die Frage, ob die international dynamisierte Technik die Sicherheit dieser Identität zerstöre – was wiederum die Fortschrittsenthusiasten zu weitreichenden Entwürfen der entstehenden Welt antrieb. Mit Begriffen wie *Moderne*, *modernité*, *modernity* förderten sie ein aktivierendes Verhältnis zur Gegenwart, das Technik einschloss, aber weit darüber hinaus auf die Schaffung neuer Lebens- und Kunstformen abzielte.

Als der amerikanische Publizist Frederic Howe am Vorabend des Ersten Weltkrieges seine Studie *Socialized Germany* (1915) über das gegenwärtige Deutsche Reich verfasste, griff er auf die Frage zurück, wie es dieses zuvor arme Deutschland in so kurzer Zeit geschafft habe, sich einen Platz als moderne, prosperierende Nation zu erwerben.¹⁶ Howe tat es nicht aus Neid- oder Revanchegefühlen heraus, vielmehr als politisch engagierter Amerikaner, der den Umständen des deutschen Aufstiegs sowohl im sozialen wie im technischen und wissenschaftlichen Bereich auf den Grund ging und der mit dem Hinweis darauf, dass sich hier ein gutes Modell für Sozialreformen entwickelt habe, den zunehmenden antideutschen Strömungen entgegentrat. Er wies dabei auf die öffentlich zugänglichen Informationen und Statistiken hin, ließ jedoch in der Einleitung zu seinem Buch keinen Zweifel daran, dass er gleichermaßen auf Erkenntnissen aufbaue, die er bei mehrmaligen Besuchen des Landes gewonnen habe.

An erster Stelle nannte er den britischen Journalisten William Harbutt Dawson, den wohl einflussreichsten Deutschlandreisenden dieser Jahre. Dawson war ähnlich dem Franzosen Huret, wenngleich mit umfassendem Zahlenmaterial ausgerüstet, unterwegs, um das Rätsel von Deutschlands rapidem Aufstieg zu lösen und seinen Landsleuten ein ungeschminktes Bild des Konkurrenten zu liefern. Im Buch *The Evolution of Modern Germany* (1914), das fünf Auflagen erlebte, setzte Dawson zwar erst mit dem Sieg über Frankreich 1871 ein und biss sich am Einfluss des preußischen Adels fest, schränkte diesen Aspekt aber durch eine differenzierte Sicht auf den Süden und den Westen des Reiches ein, die er als liberale Antipoden zu Preußen sah. In seiner Charakterisierung von Deutschlands Erfolg im Vorwort klingt jene Flexibilität und Sachlichkeit an, die Huret ins Blickfeld rückte: „Wissenschaft, Erziehung, praktische Anwendungen und Eingehen sowohl auf kleine wie große Dinge – dies sind die hauptsächlichen Ursachen für Deutschlands Erfolg als Rivale auf dem Märkten der Welt.“¹⁷ Dawson betonte, dass in seinen Berichten über Verhalten und Wirtschaft mehr Aufschlüsse über das Reich enthalten seien als in der militärisch aufgeheizten Politikberichterstattung.

16 Frederic C. Howe, *Socialized Germany*. New York: Scribner's Sons, 1915.

17 William Harbutt Dawson, *The Evolution of Modern Germany*. New York: Scribner's Sons, 1914, VI; über den Vergleich zwischen England und Deutschland siehe Geoffrey Russell Searle, *The Quest for National Efficiency. A Study in British Politics and Political Thought, 1899–1914*. Berkeley: University of California Press, 1971.

Dawson, inzwischen vergessen, hat mit seinen Schilderungen ähnlich wie Huret vieles von den tatsächlichen gesellschaftlichen und habitusmäßigen Komponenten des aus zahlreichen Regionen und Mentalitäten zusammenwachsenden Landes erfasst, welche die Historiker, auf archivalische Dokumente angewiesen, neben den militärischen, außen- und innenpolitischen Faktoren lange Zeit vernachlässigt haben. Das ist inzwischen bereinigt worden. Dennoch helfen die Berichte zeitgenössischer Beobachter, wenn sie sich tatsächlich auf die Begegnung mit der alltäglichen Wirklichkeit des Landes einließen, immer noch bei der Klärung der Frage nach den Wegen, welche die Deutschen bei der Schaffung der neuen Lebens- und Kunstformen beschritten. Diese Wege unterschieden sich deutlich von denen der Amerikaner, deren umfassendere Identifikation mit Technik einem davon sehr unterschiedenen Umgang mit Kultur entsprangen. Wie eng die transatlantischen Verflechtungen trotzdem waren, zeigt die Sicht auf ein bisher unterbelichtetes Kapitel der Technik- und Kulturgeschichte.